

Zeitschrift: Der Fourier : offizielles Organ des Schweizerischen Fourier-Verbandes und des Verbandes Schweizerischer Fouriergehilfen

Band: 64 (1991)

Heft: 9

Artikel: Armeeorganisation : Flexibilität kostet

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-519692>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Armeeorganisation: Flexibilität kostet

Auf das A wird das B folgen müssen

Die Spitzen des eidgenössischen Militärdepartementes haben jüngst über die geplante Restrukturierung der Armee eingehend informiert. Was doktrinmässig und in organisatorischer Hinsicht vorgesehen ist, wird nun greifbar. Stellung genommen wurde auch zu den Vorschlägen der von demselben EMD im Gefolge der Volksabstimmung vom 26. November 1989 eingesetzten Kommission, die schwergewichtig den Bereich von Führung und Ausbildung beschlagen. Es ist nunmehr möglich, en connaissance de cause zu urteilen, und das ist gut so.

Zu begrüssen ist die so geschaffene, jedenfalls viel grössere Klarheit über die Absichten der Verantwortlichen unter verschiedenen Gesichtspunkten. Einmal, weil jetzt sichtbar wird, dass das Vorhaben einer Idee folgt. Gewiss liess man sich seit Bekanntgabe des Vorhabens einer drastischen Redimensionierung der schweizerischen Milizarmee am 25. Mai 1989 von einer Idee leiten. Aber es handelte sich um die einfache – was nicht heisst falsche – Idee, die personell aufgeblähte Armee sei zu verkleinern. Ab-specken, lautete das Motto, ohne an Schlagkraft einzubüssen. Nicht eine neue Wahrnehmung der Bedrohung, eine neue strategische und operative Konzeption standen dem Projekt Pate, sondern – begründete – Effizienzüberlegungen. Dieser Ansatz hätte so oder so Probleme aufgeworfen. Sie stellten sich bald mit grösster Schärfe, weil die Rahmenbedingungen tiefgreifende Veränderungen zu erfahren begannen. Als man beschloss, die Armee um rund ein Drittel zu verringern, wusste man nicht, dass Osteuropa binnen kurzem in hellem Aufruhr gegen die sozialistische Herrschaft und Misswirtschaft stehen und dass Moskau, durch die sich überstürzenden Ereignisse überrascht und mit der eigenen Regime- und Wirtschaftskrise vollauf beschäftigt, die Entmachtung der örtlichen Kommunisten hinnehmen würde. Was sich zunächst als primär organisatorisches Problem dargestellt hatte, wurde so zur generell strategischen Problemstellung: Welche Aufgabe müsste die schweizerische Armee in einem veränderten strategischen Umfeld zu bewältigen in der Lage sein? Weil alles im Fluss war – vor einem

Jahr war die deutsche Wiedervereinigung noch ein Ziel, und Moskau arbeitete immer noch auf eine Art Neutralisierung des vereinigten Deutschland hin –, hingen die Planungsarbeiten im Blick auf die «Armee 95» irgendwie in der Luft, was zu etwelcher Verwirrung führte. Nun, da sich «der Nebel der Ungewissheit», der über Ost-Mitteleuropa lag, jedenfalls in erheblichem Masse aufgelöst hat, und da ein gleiche Bestände an konventionellen Hauptwaffen zwischen Atlantik und Ural vorschreibender Vertrag, der CFE-Vertrag, mindestens unterzeichnet ist, können die militärischen Bedürfnisse besser abgeschätzt werden. Man kann also realitätsbezogen festlegen, wozu diese Armee taugen soll.

Erfreulich ist die nunmehr geschaffene grössere Klarheit aber auch im Blick auf die schweizerische Innenpolitik. Diese steht im Wahljahr 1991 im Zeichen von Polarisierung und Konfrontation gerade mit Bezug auf die Frage von Wille und Fähigkeit zur Selbstbehauptung in schwierigeren Verhältnissen als den jetzigen. Diese Konfrontation hat die sozialdemokratische Partei absichtlich herbeigeführt. Sie glaubt, mit etwa einem halben Jahr Verspätung auf den effektiven Gang der Weltgeschichte, mit einem pazifistischen Programm die Gunst der Stunde zu nutzen und Stimmen gewinnen zu können. Davon zeugt der Beschluss ihres Parteitages, eine Volksinitiative auf Reduktion der Militärausgaben um 50 Prozent binnen fünf Jahren zu lancieren. Dafür stehen ihre in einem Dokument niedergelegten Überlegungen zur schweizerischen Sicherheits- und Militärpolitik, die vor kurzem publik gemacht wurden. Es ist nützlich, dass in der unvermeidlichen Auseinandersetzung mit den linken Vorstellungen in bezug auf die Aufgabe und Mittel der Armee nun auf handfeste und im wesentlichen überzeugende offizielle Konzepte verwiesen werden kann.

Das in den Grundzügen fassbare Armeekonzept ist – im Rahmen der Vorgabe, wonach der Personalbestand von über 600'000 auf 450'000 zu reduzieren sei – primär durch den Verzicht auf den Gürtel stationärer Verbände, die Grenzabri-

gaden, im Grenzraum gekennzeichnet. 11 Grenzbrigaden, eine Schöpfung der unmittelbaren Vorkriegszeit, werden aufgegeben, ebenso drei Reduitbrigaden, die zur Deckung wichtiger Zugänge in den Alpenraum aufgestellt worden waren. Im übrigen weicht die vorgesehene Armeestruktur vom Herkömmlichen nicht fundamental ab. An den Felddivisionen – sechs an der Zahl – wird festgehalten, und sie unterscheiden sich nicht grundsätzlich von dem, was sie heute sind. Die mechanisierten Divisionen der drei Feldarmee Korps machen Panzerbrigaden Platz, die durch organische Mittel zur Führung des Gefechts der verbundenen Waffen befähigt werden. Besonders panzerstark sind diese Brigaden nicht, aber es gibt fünf derartige Panzerbrigaden, und sie werden mit Leopard-2-Panzern ausgestattet sein, also mit einem sehr leistungsfähigen Kampfmittel. Zwei Panzerbrigaden bleiben auf der Stufe Armee, was klug ist: Eine kleinere Armee verlangt zwangsläufig mehr Flexibilität, was nicht nur physische Beweglichkeit bedeutet, sondern Wahrung der Entscheidungsfreiheit. Dem Gebirgsarmee Korps stehen wie bis anhin drei Divisionen zur Verfügung. Von der Infanteriestärke her sind es eher Brigaden. Logistik und Territorialformationen werden der veränderten Aufgabenstellung und Einsatzkonzeption angepasst. Katastrophenhilfe durch geeignete Verbände soll erleichtert werden. Die Zahl der Bataillone der Infanterie geht um etwa 40 Prozent zurück. Es gibt nurmehr eine Heeresklasse, die WK sollen alle zwei Jahre geleistet werden. Die Wehrpflicht wird mit dem Alter von 42 Jahren, allenfalls 40 Jahren, enden.

Man wird den Urhebern dieses Planes, dessen Verwirklichung bekanntlich zahlreiche Beschlüsse von Bundesrat und Parlament, insoweit es um Revisionen des Bundesgesetzes über die Militärorganisation geht, eventuell auch des Volkes, voraussetzt, zubilligen müssen, dass sie unter Berücksichtigung des modifizierten Auftrages der Armee das Beste aus dem Vorhandenen und Möglichen herauszuholen sich bemüht haben. Gesetzt ist ein brauchbarer Rahmen in organisatorischer Hinsicht. In den Umrissen wird eine Einsatzdoktrin erkennbar, zu der es wohl keine Alternative gibt. Und in der Ausbildung werden allerhand Verbesserungen in Aussicht genommen, deren Notwendigkeit schon vor der und ohne die famose Kommission Schoch erkennbar oder erkannt war.

Zuerst zum letztgenannten Bereich. Nachdem am Milizsystem auf der Grundlage der Wehrpflicht festgehalten werden soll und ein Beitritt zu einer irgendwie gearteten europäischen Sicherheitsorganisation zumindest einstweilen nicht zur Diskussion steht, ist leicht zu erkennen, was eine zeit- und auftragsgemässe Ausbildung der Milizarmee verlangt: Erstens die Auswahl der richtigen Leute als Kader und deren gründliche Ausbildung; zweitens die Rekrutierung, Ausbildung und Führung eines sowohl qualitativ wie zahlenmässig den aus verschiedenen Gründen erhöhten Anforderungen genügenden Instruktion Korps; und drittens zweckmässige Einrichtungen für die Ausbildung, was nicht nur technische Installationen bedeutet, sondern ebenso Übungsraum. Das Erfüllen dieser Voraussetzungen ist gewiss nicht leicht, aber es muss gelingen. Die vorgesehene Verkürzung der Dienstzeiten wird sich erst rechtfertigen lassen, wenn eben diese Voraussetzungen erfüllt werden.

Der tiefere Grund für manche der im Bereich Ausbildung georteten Unzulänglichkeiten liegt in der Grösse der Armee und in der damit zusammenhängenden Tatsache, dass viele Dienst zu leisten haben, die sich dafür wenig eignen. Auch die einer Schlankeitskur unterworfenen «Armee 95» wird mit diesem Phänomen konfrontiert bleiben, weil der Weg nicht beschritten wurde, den man auch hätte beschreiten können. Die Rede ist nicht von der Freiwilligenarmee, die hierzulande keine Tradition hat. Gemeint ist eine wohlverstandene differenzierte Tauglichkeit. Über diesen Weg hätte sich die angestrebte Bestandesreduktion auch realisieren lassen. Man hätte in Kampfverbände Männer eingeteilt, die sich dafür eignen, nicht nur physisch, sondern eben auch psychisch, und die den Willen haben, etwas zu leisten. Dass es sie gibt, und zwar in sehr erheblicher Zahl, weiss jeder, der Truppen geführt hat. Natürlich wäre damit ein gewisses Element der Freiwilligkeit eingeführt worden, aber die innere Bereitschaft ist so oder so unentbehrlich.

Organisation und Einsatzgrundsätze sind unlösbar aufeinander bezogen. Wie sollen die geltenden Aufträge erfüllt werden, so lautet die Grundfrage. Die Aufträge sind im Bericht des Bundesrates über die Sicherheitspolitik der Schweiz vom 1. Oktober 1990 neu definiert worden. Die Armee stellt, so ihr ursprünglicher und fundamentaler Auftrag, die Verteidigungsfähig-

keit sicher und trägt eben dadurch zur Kriegsverhinderung bei. Darüber hinaus ist ihr aufgetragen, zur Friedensförderung und -sicherung beizutragen sowie bei der Lösung existenzsichernder Aufgaben mitzuwirken. Darauf ist die neue Konzeption ausgerichtet. Aber man tut gut daran, sich – unbekümmert um Anschauungen, die so beständig sind wie die Mode – auf den primären Auftrag zu konzentrieren, Kriegsverhinderungen und Verteidigung, weil darin nicht nur die Existenzberechtigung einer Armee liegt, sondern weil der Beitrag der Armee dazu unendlich grösser ist als das, was sie zur Friedensförderung, wie sie gemeinhin verstanden wird, oder zur Existenzsicherung beitragen kann. Dass die Armee bei Katastrophen mit den ihr eigenen Mitteln zur Verfügung steht, ist selbstverständlich, sie macht das auch schon seit langem. Dass sie etwa durch «Blauhelmissionen» zur Erhaltung eines unsicheren Friedens beitragen könnte, ist durchaus richtig, doch muss man sich eingestehen, dass solche Missionen, heute wie gestern, nur von marginaler Bedeutung sind. Wenn Gewalthaber Krieg wollen, dann wird der Krieg stattfinden, wenn sie nicht manu militari daran gehindert werden. Sämtliche Nahostkriege, der jüngste Golfkrieg eingeschlossen, beweisen es zur Genüge. Also ist die neu strukturierte Armee an der Hauptaufgabe der Kriegsverhinderung und Kriegführung zu messen.

Dabei wird davon ausgegangen, dass Krieg in Europa eine Möglichkeit auf weite Sicht bleibt. Bestünde die Gefahr überhaupt nicht mehr, so könnte man sich den Aufwand wirklich sparen. Nun gibt es auf der eurasischen Landmasse unendlich viel Konfliktstoff, und zwar mehr als zu der Zeit, als die eiserne Klammer der sowjetischen Hegemonie über Osteuropa die unterschiedlichen Nationen und deren unterschiedliche Komponenten zusammenhielt. Die überaus vielgestaltige Sowjetunion selbst steckt in einer sehr ernststen Krise, deren baldiges Ende nicht erwartet werden kann. Und die Sowjetunion bleibt ungeachtet ihrer wirtschaftlichen Schwierigkeiten eine militärische Grossmacht. Nirgends sonst auf der Welt beansprucht in einem industrialisierten Staat der militärische und Rüstungssektor einen so hohen Anteil am Bruttozozialprodukt. Die sowjetische Rüstungstätigkeit geht auf nuklearstrategischem Gebiet ziemlich ungehemmt weiter. Ende der 80er Jahre produzierte die Sowjetunion immer noch 3'500 bzw. 1'700 Kampfpanzer jährlich. Die Sowjet-

union hat den Vertrag über die Begrenzung der konventionellen Hauptwaffen in Europa – bis zum Ural – am 19. November 1990 unterzeichnet, der ihr mehr als 13'000 Kampfpanzer, 13'000 Artilleriesysteme und mehr als 5'000 Kampfflugzeuge, ohne die strategischen Bomber, zuerkennt. Aber sie hat einen grossen Teil der Waffen, die sie hätte verschrotten müssen, vorsorglich hinter den Ural verschoben, wo keine Beschränkungen gelten. Aus der Kombination von innerer Unrast, ungelösten Grenz- und Nationalitätenproblemen und enormen militärischen Mitteln ergeben sich potentielle Gefahren, die nur von höchst leichtsinnigen Menschen übersehen werden. Das ist der Hintergrund, vor dem die Frage zu prüfen ist, ob die neue Armeekonzeption genügt.

Die Antwort lautet: sie taugt, wenn entsprechende Mittel zur Verfügung gestellt werden. Sehr zu Recht hat der Chef EMD erneut betont, dass die Armee 95 nicht billiger sein werde. Zu solch einsichtigen Worten steht allerdings der bundesrätliche Beschluss im Widerspruch, die Rüstungsausgaben einzufrieren. In den Jahren 1992/93 und 94 sollen nicht mehr Mittel für die Rüstung zur Verfügung stehen, unbekümmert um die Teuerung. Mag sein, dass solche Beschlüsse angesichts des sozialdemokratischen Druckes. In Richtung auf eine massive Reduktion der militärischen Aufwendungen politisch erklärlich sind. Vertretbar sind sie dennoch nicht. Denn in eben dem Augenblick, da die Armeeleitung eine neue Armee skizziert, die kleiner, aber leistungsfähig sein soll, die, wie *expressis verbis* gefordert wird, über moderne Waffen verfügen soll, ringt dieselbe Armeeleitung mit den Kosten der Beschaffung neuer Kampfflugzeuge. Ohne neue Kampfflugzeuge ist das Konzept der neuen Armee einbeinig und damit fragwürdig. Dass moderner Krieg zunächst Luftkrieg bedeutet, sollte im Lichte des erst vor wenigen Monaten zu Ende gegangenen Feldzuges zur Befreiung Kuwaits jedermann eingesehen haben. Die nunmehr einzuleitende Flugzeugbeschaffung ist der Prüfstein der Ernsthaftigkeit der bundesrätlichen Absichten in bezug auf die Gewährleistung einer ernstzunehmenden militärischen Landesverteidigung. Die neue, beweglichere, bestandesschwächere Armee benötigt neue Mittel, auch wenn es zutrifft, dass viel gutes Material – Panzer Leopard 2, Flabmittel, Panzerhaubitzen und Infanteriewaffen, so für die Panzerabwehr – bereits vorhanden ist. Denn

Brot seit Jahrtausenden

Die Geschichte des Brotes reicht mit ihrem Beginn nahe heran an die Anfänge der Menschheit, denn man kann wohl annehmen, dass in den bewohnten Gebieten, in denen die Frühformen unserer Getreidearten heimisch waren, der Mensch sie zu seiner Ernährung benützte. Eine Brotzubereitung nach unserer heutigen Art und Weise war diesen ersten Nutzniessern des «goldenen Segens» allerdings nicht bekannt. Man vermutet, dass sie die Getreidekörner mit Steinen zermalmten und sie derart gebrochen mit Wasser kochten und in Form eines Breis genossen. Nach alten Funden von Mörsern und Handmühlen zu schliessen, mag es aber dann gelungen sein, das Korn so fein zu zerstampfen, dass Mehl daraus entstand. Das eignete sich nun, mit Wasser vermengt, zur Zubereitung eines zähen Teiges, der in Form eines Fladens auf heissen Steinen gebacken wurde. Das war das erste geformte Brot, hart, wenig schmackhaft und schwer verdaulich. Dann kam die grosse Entdeckung, die für die Menschheit wohl eine der wichtigsten war: die Auflockerung des Brotgebäcks durch den Sauerteig.

Nach der Meinung der Historiker fällt dieses Verdienst einem Ägypter zu, der einen Rest seines Fladenteigs längere Zeit unbedeckt stehen gelassen hatte und ihn dann nach damaliger Gewohnheit auf einem heissen Stein buk. Er mag wohl nicht wenig erstaunt gewesen sein, als dieser Rest zu einem stattlichen Laib anschwellte, der, von zahlreichen Luftlöchern durchsetzt, ganz neue Eigenschaften und einen erhöhten Wohlgeschmack gegenüber seinen gerösteten Fladen hatte.

Was die Veränderung bewirkte, war der Hefepilz, der den Teigrest durchwuchert hatte und ei-

Lücken sind zu schliessen, zuerst bei den Fliegern, dann bei den Panzergrenadieren und der Artillerie. Die ohne Not verfügte De-facto-Reduktion des Rüstungsmittel muss um der Glaubwürdigkeit des Ganzen willen widerrufen werden. Die Frage der wirtschaftlichen Tragbarkeit stellt sich bei einem Anteil der EMD-Ausgaben am Bruttosozialprodukt von weniger als 2 Prozent nicht.

ne Gärung hervorrief. Bei dieser verwandelt sich der Zucker des Stärkemehls in Alkohol und Kohlensäure, die sich bei der Backwärme ausdehnen und zu entweichen suchen. Es bilden sich zahlreiche Bläschen im Teig, lockern ihn auf und machen ihn bekömmlich.

Die Backkunst hat sich im Geburtsland des Brotes rasch entwickelt, und an den Höfen der Pharaonen waren schon mehrere Personen mit der Zubereitung der Gebäcke beschäftigt. Ihre Backwaren hatten schon damals verschiedene Formen und waren teilweise mit Zutaten wie Sesam, Koriander und Lotosbeere verfeinert. Gebacken wurden sie in kegelförmigen Öfen.



Bei uns sind die Urformen des Weizens (Emmer-, Zwergweizen und Einkorn) schon um 3000 Jahre vor Christus angebaut worden. Die Herstellung von Brot mit Sauerteig aus diesen Getreidearten war offenbar noch nicht bekannt, denn bei den Pfahlbauerbroten, die man fand und die gegen 4000 Jahre alt sein dürften, hat man festgestellt, dass sie nur aus grob gebrochenen Körnern zubereitet waren und als runde Fladen von etwa 13 cm Durchmesser und 2 bis 5 cm Dicke auf heissen Steinen, mit glühender Asche bedeckt, gebacken wurden. Von den nördlicher lebenden Völkern kannten die Gallier zuerst die Zubereitung von Brot mit Hefe, die Germanen folgten dieser Sitte später.

Lange Zeit wurde das Brot nur von Frauen zubereitet, eigentliche Bäcker traten bei uns erst vor rund 1100 Jahren auf, im alten Rom aber schon um 173 vor Christus. Sie genossen hohes Ansehen, denn das Brot spielte zu jener Zeit in der Volksernährung eine viel grössere Rolle als heute. Bei Missernten stand der Hunger unweigerlich bevor, denn die Kartoffel kam erst um 1730